

Hermann, was machst du da?
Nichts.
Nichts? Wieso nichts?
Ich mache nichts.
Gar nichts?
Nein.
Überhaupt nichts?
Nein. Ich sitze hier.
Du sitzt da?
Ja.
Aber irgendwas machst du doch.
Nein.
Denkst du irgendwas?
Nichts Besonderes.
Also, was möchtest du denn nun?
Ich möchte einfach hier sitzen.

Irgendwann war er plötzlich da, der Lorient-Moment. Ein paar Tage nach dem hundertsten Geburtstag des Mannes, der die gepflegt verklemmte Bürgerlichkeit unserer alten Bundesrepublik so genial zu karikieren verstand. Wir wussten ja nicht, dass seine Ideen uns bis zum anderen Ende der Welt begleiten würden.

Einfach nur dasitzen also.

Was vorher geschah: Aus dem Flieger gestiegen, die Blumengirlände um den Hals bekommen, dem Flughafenmusiker zugewinkt, der die glücklich Gelandeten mit seiner Ukulele begrüßte; Pass, Koffer, Auto; im Hotel noch etwas Geduld bitte, Zimmer ist gleich so weit. Willkommensdrink, WLAN-Passwort, Mails gecheckt, Wettervorhersage daheim. Dann das Zimmer fertig, schön, die Terrasse, noch schöner, jetzt vielleicht was essen oder gleich ins Wasser oder erst mal auspacken? Und dann der Blick.

Und einfach nur dasitzen.

Der Lorient-Moment. Der Aitutaki-Moment.

Der Moment, in dem man einfach nur noch dasitzen will. In dem etwas in uns alle Aktivität fahren lässt, sie dem Wind und den Wellen überlässt, den schwingenden Palmwedeln, den weißen Wellenkämmen an den Riffen, dem türkisen Gekräusel der Lagune. Dem warmen Luftzug auf der Haut und dem Farbenspiel des Meeres auf der Netzhaut.

Diese Momentaufnahme, die jede Zeitwahrnehmung, Tagesplanung, Prioritätenliste abrupt ablöst, unterbricht, außer Kraft setzt, weil jetzt nichts mehr fehlt. Nichts, was man noch bräuchte außer: einfach dasitzen.

Schon beim Anflug war uns die Vorahnung dieses Moments gekommen, doch war sie noch gefiltert durch ein trübes Fensterchen in der Propellermaschine, ein zu kleines Guckloch für ein großes Schauspiel. Wir sahen unter uns wie eine glänzende Brosche auf dunklem Samt ein gewaltiges dreieckiges Riff. Es rahmte eine Lagune von über sieben Kilometer Umfang ein. Und trennte das Saphirblau des offenen Meeres vom Türkis der Lagune. Wenn dann irgendwann das Stauen aufhört und das Denken wieder anfängt, wird einem rasch klar, dass jeder gelungene Urlaub, jede glückliche Reise mindestens einen solchen Moment braucht. Und jeder gelungene Urlaub, jede glückliche Reise auch einen solchen Moment hatte, einen des Angekommen-Seins. Ein schlechter Werbetexter würde es wohl den Wie-für-mich-gemacht-Moment nennen.

Wenn man als Reisender nach all dem Ein- und Auspacken, Ein- und Ausräumen, Ein- und Auschecken, Ein- und Ausreisen irgendwann nicht mehr ein noch aus weiß, wofür man das eigentlich alles macht. Und es dann plötzlich weiß. Und einfach nur noch so dasitzen will. Ganz weit weg, ganz bei sich.

Ein Aitutaki-Moment kann wahrscheinlich überall auf der Welt stattfinden. An den Eisbergen Grönlands, den Savannen Tansanias, den Wasserfällen von Iguacu. Am Kniepsand von Amrum, im Anflug auf Manhattan oder beim ersten Morgenlicht im Zelt unter der Dune du Pilat. Aber, ehrlich gesagt: Aitutaki ist schon ein ziemlich guter Ort für einen Aitutaki-Moment. Wie lange er dauert? Wie viele Minuten, oder waren es Stunden, wir einfach so dasaßen auf der Terrasse an der Lagune? Und auf das Flimmern und Schimmern zwischen den Palmen schauten?



Mal richtig blaumachen: Wenn man auf den Cookinseln ist, muss man nur noch sein Boot ins Wasser ziehen und zur Lagune von Aitutaki paddeln.

Foto CIT

Der Aitutaki-Moment

Als wäre man nicht gewarnt worden vor so viel Schönheit: Die Cookinseln und ihre legendäre Lagune von Aitutaki

Von Christian Eichler

Wir können es nicht sagen. Es ist ja nicht so, dass man nicht gewarnt worden wäre vor all der Schönheit. Steve Davey, Autor des BBC-Bestsellers „Unforgettable Places to See Before You Die“, führte unter den vierzig vor dem Tod möglichst noch zu sehenden Orten Aitutaki als einzige Insel neben den Galapagos und Santorin auf, als „die schönste Lagune der Welt“. Tony Wheeler, der die „Lonely Planet“-Reiseführer erfand, nannte Aitutaki „die schönste Insel der Welt“. Und wer weiß, vielleicht hatten sogar die ersten Weißen, die den Fuß auf diese Trauminsel setzten, schon ihren Aitutaki-Moment. Einen mit Folgen.

Der Erste, das war William Bligh, der als Kapitän der Bounty am 11. April 1789 das malerische Atoll eher zufällig entdeckte. Er notierte den Namen der Insel, wie ihn die Einheimischen aussprachen, als „Waytootackee“ und beschrieb es als „bezaubernden kleinen Ort“ – an dem er dennoch nicht länger bleiben wollte. An Bord hatte Bligh tausend Brotfruchtplanzen, die von Tahiti zu den Westindischen Inseln verfrachtet und dort gepflanzt werden sollten, um den Briten billige Nahrung für ihre Sklaven auf den karibischen Zuckerrohrplantagen zu liefern. Und weil er schon über ein halbes Jahr in Verzug war, segelte Bligh so schnell wie möglich weiter.

17 Tage später geschah die „Meuterei auf der Bounty“, die berühmteste der Geschichte. Fünf Monate lang hatten seine Seeleute sich zuvor auf Tahiti vergnügt, sich Tätowierungen und Frauen zugelegt, viele hatten keine Lust, von dort wegzugehen. Und nun hielt man ihnen auch noch Aitutaki vor die Nase – und zog wieder weiter. War das zu viel? Historisch belegen lässt sich ein solcher Zusammenhang nicht. Doch wer Aitutaki mit eigenen Augen sieht, wird sich vorstellen können, dass es vielleicht genauso war. Ein Ort, der aus jedem Reisenden, der abreisen muss, einen Meutereier machen könnte.

Der Tipp für alle Entdeckungsreisenden aus Europa ist deshalb, dass man besser ein paar Tage mehr einplant für diese Insel. Aber auch mit sehr engem Zeitplan geht es. Einen Pendlerflug ins Paradies ermöglicht die beliebte, aber mit knapp 300 Euro nicht billige Tagestour von Air Rarotonga: acht Uhr früh Start auf der Hauptinsel der Cookinseln, fünfzig Minuten Flug, Bustransfer zum Anleger, Bootstour durch die Lagune mit Schnorcheln und Mittagessen am Strand, zurück zum kleinen Airport, 17.30 Uhr zurück in Rarotonga.

Es empfiehlt sich auf jeden Fall, seinen Pass mitzunehmen. Denn die Fahrt durch die Lagune, wo man zwischen Riesenschnecken von der Größe eines Kühl-

schranks schnorcheln kann, findet ihren Wende- und Höhepunkt am Strand von One Foot Island, der 2023 unter die fünf „schönsten der Welt“ gewählt wurde. Von oben sieht One Foot Island tatsächlich aus wie ein Fuß, und jeder, der den eigenen auf die Fußinsel gesetzt hat, kann sich als Beweis dafür vom Skipper im „Postamt“ des Inselchens einen kleinen, breiten Fuß in den Pass stempeln lassen. Sonja Raela kam eigentlich auch nur für einen Tag nach Aitutaki. Nun ist sie seit 28 Jahren dort. Die Lagune schimmert hinter ihrem üppigen tropischen Garten, in dem alles aus reiner Lust zu wachsen und zu blühen scheint, Guaven und Papayas, Mangos, Mandeln, Bananen, Orchideen. Wir kaufen bei ihr Kokosbrot und Avocados, Tomaten und Passionsfrüchte. Das Lächeln und die Geschichten gibt es gratis dazu.

Sie war elf, als ihre Familie aus Kärnten nach Kanada ausgewandert. Ein halbes Leben später kam eine Postkarte von den Cookinseln und mit ihr der Traum von der Südsee. Sie reiste nach Rarotonga, flog für einen Tag nach Aitutaki. Dort traf sie Tauono. Aus einem Tag auf der Insel wurden fünf. Sie heirateten in Kanada. Mit 49 Jahren ließ Sonja dort alles stehen und liegen und zog nach Aitutaki.

Die Straßen waren aus Staub, das Leben in der Hütte ein Kampf gegen Ameisen und Ratten, sie bekam Denguefieber und Ciguatera, eine Krankheit, die vom Verzehr vergifteter Riff-Fische herrührt. Sonja Raela und ihr Mann bauten alles von Hand auf, boten Kanutouren mit Picknicks für Touristen an. Sie eröffnete ein Gartencafé, stand am Herd, schrieb ein Kochbuch. Nun, mit 77, schafft sie nur noch den Obst- und Gemüseverkauf und freut sich, wenn ab und an ein netter Inselbesucher ihr im Garten hilft oder etwas repariert. „Mein Mann“, sagt sie, „ist jetzt schon seit 14 Jahren tot.“ Sein Grab ist im Garten. Kurz nach seinem Tod verwüstete ein Taifun die Insel. Sie blieb.

Auch Ted will nicht mehr weg. Er wuchs in Auckland auf, der größten Stadt Neuseelands, wo fast fünfzigtausend

„Cookislander“ leben, drei Mal so viele wie auf den Cook Islands selbst – ehe er vor ein paar Jahren nach Aitutaki „heimkehrte“, wie er sagt. Nun ist er sechzig, segelt Besucher mit seinem Katamaran durch die Lagune, eine schöne Alternative zu den Motorschiffen. An diesem Tag aber fährt er uns mit dem Allrad-Auto über die Insel, denn Aitutaki hat nicht nur äußere Schönheit, auch innere Werte zu bieten. Zum Beispiel „neun Religionen und mehr als zwanzig Kirchen“, sagt Ted, „und das bei nur 1800 Menschen“. Die meisten von ihnen scheinen an diesem Sonntagmorgen in einem der Gottesdienste zu sein, bei denen fröhlich und laut gesungen und ausgelassen gefeiert wird. Außer den Kirchen hat so gut wie alles zu, sogar die Polizeistation, was soll auch passieren? „Von hier kommt kein Gauner weg“, sagt Ted.

Wir starten am Hafen, dessen Einfahrt vertieft wurde, damit das Versorgungsschiff, das alle drei Wochen aus Neuseeland kommt, die kostbare Ladung direkt am Kai löschen und nicht wie früher über kleine, wacklige Barken an Land bringen muss. Bei unruhiger See führte das oft dazu, dass das Schiff umkehren musste und auf der Insel von Kaugummi bis Klempnerpapier fast alles knapp wurde. Auf der Fahrt durch das grüne, hügelige Landesinnere sieht man die Reste des Hafenausbaus vor fast jedem Haus – als Sandhügel aus dem Aushub, denn fast jeder Hausbesitzer kann das Rohmaterial hier brauchen. Weil so viele Häuser halb fertig herumstehen, während die Eigentümer in Neuseeland oder Australien Geld verdienen, setzte der Staat irgendwann eine Frist von zehn Jahren, in der das Haus fertig sein muss. Wer es nicht schafft, verwirkt seinen Grundbesitz.

Selbst Hühner kommen als Fracht aus Neuseeland, dabei flitzen Hühner während unserer Fahrt durch das Binnenland von Aitutaki fast überall herum. Früher, erzählt uns Louisa, die für „Cook Island Tourism“ arbeitet, hätten ihre Eltern die Hühner für den Kochtopf noch

Fortsetzung auf der folgenden Seite

PHÄNOMENOLOGIE



PRAG

VON TILMAN SPRECKELSEN

Wer in den alten Straßen Prags von Kneipe zu Kneipe zieht, schrieb kürzlich der Schriftsteller Jaroslav Rudis in seiner Erzählung „Weihnachten in Prag“, der macht die „Zoorunde“ – er geht vom „Schwarzen Ochsen“ über „Karpfen“, „Kater“ und „Nilpferd“ und viele weitere nach Tieren benannten Bierstuben bis zum „Goldenen Tiger“, vor dem sich allerdings schon eine halbe Stunde bevor er öffnet, eine Schlange bildet, und wer keinen Platz an einem der Holztische reserviert hat, muss an den meisten Tagen draußen bleiben.

„Wenn eine Kneipe in der Altstadt einen Tiernamen hat, ist es eine gute Kneipe“, sagt bei Rudis der Wirt des „Schwarzen Ochsen“ (U Černého vola) am Loretoplatz. Er muss es wissen, aber natürlich hat er als Teil der Zoorunde auch ein Interesse daran, dass man ihm glaubt. Und gilt das auch umgekehrt? Ist die Kneipe im Haus „Zu den zwei Sonnen“ (U Dvou slunců), wie der „Schwarze Ochse“ in der von Touristen aus aller Welt gefluteten Prager Kleinseite angesiedelt, keine gute Kneipe, weil sie Gestirne statt Tiere im Namen trägt? Immerhin ist sie an diesem klaren, hellen Wintermorgen noch reichlich leer, die meisten Gäste sprechen Tschechisch, die beiden Koreanerinnen an meinem Tisch sind die Einzigen, die zum Essen Wasser und kalorienreduzierte Cola trinken, auch wenn in den „Zwei Sonnen“, anders als im „Schwarzen Ochsen“, das Bier nicht einfach ungefragt vor den Gästen abgestellt wird.

Es ist hier nicht anders als in den meisten Kneipen der Kleinseite, außer dass man eine steile Straße in Richtung Prager Burg hinaufgehen muss. Die „Zwei Sonnen“ sind weit oben, und das mag ein Grund dafür sein, dass man hier auch mittags noch einen Platz findet. Außen sind zwei Schilder angebracht: Das eine setzt den Hausnamen ins Bild, zwei goldene Sonnen eben, deren Gesichter aber beide in ihrem Strahlenkranz so missmutig in die Welt schauen, als würde es den ganzen Tag regnen. Das andere Schild zeigt einen nur spärlich bekleideten, muskulösen Jüngling, der mit gestrecktem Finger in den Himmel deutet und in der anderen Hand einen Blütenzweig trägt.

Der Text daneben erinnert an den tschechischen Dichter Jan Neruda, der 1834 in diesem Haus geboren wurde. In der Gaststube hängt sein Porträt: Ein feister Mann mit Vollbart, Feuilletonist von Gnaden, der das Prager Viertel in seiner Sammlung „Kleinseitner Geschichten“ beschrieben hat wie kein Zweiter.

Die Koreanerinnen zeigen sich gegenseitig Fotos auf ihren Handyscreens, ich esse scharf gewürztes Gulasch mit Knödeln und denke an Nerudas Erzählungen vom zweistöckigen Hinterhaus seiner Kindheit mit einem Innenhof, umgeben von einer Galerie, von der aus die Bewohner alles wahrnehmen, was in den anderen Wohnungen geschieht. Und er schreibt von der Dachlandschaft der Kleinseite, von langen Wanderungen im Mondlicht, hoch über den Straßen, von Giebel zu Giebel.

1834 hieß die Straße Spornergasse, heute nach ihrem Chronisten Nerudova. Sein Vater unterhielt im Haus einen Laden, und Neruda beschrieb ihn später mit schonungslosem Blick. Überhaupt ist Kleinseite-Romantik bei ihm nicht zu haben, die herungeleitenden Touristen in ihrer Pragseligkeit würden sich wundern, wenn sie nur ein paar von Nerudas bitteren Geschichten läsen. Oder wenn sie den beiden Sonnen ins finstere Gesicht schauten.